



**PETER  
ABRAHAMAS**

DER  
TUTOR

Weltbild

## Das Böse hält Einzug ins Paradies

Brandon Gardener, Sohn aus gutem Hause, hat den entscheidenden Schultest verpatzt. Schnell wird der Student Julian als Nachhilfelehrer engagiert, der nicht nur die Schulleistungen auf Vordermann bringt, sondern schon bald zum Vertrauten der ganzen Familie wird. Noch ahnen die Gardeners nicht, dass sie einen gefährlichen Psychopathen in ihr Herz geschlossen haben.

»Mein Lieblingsautor, wenn es um spannende Thrillerunterhaltung geht.« Stephen King

Peter Abrahams

# Der Tutor

Aus dem Englischen von Andrea Brandl

**Weltbild**

## **Der Autor**

Peter Abrahams hat bisher achtzehn Kriminalromane geschrieben, mit denen er mehrfach für den berühmten Edgar Award nominiert war, die höchste Auszeichnung, die Amerika für Spannung zu vergeben hat. Mit seiner Familie lebt er auf Cape Cod.

Die amerikanische Originalausgabe von Der Tutor erschien 2002 unter dem Titel The Tutor bei Ballantine Books, New York.  
Der Titel ist 2003 unter dem Titel »Der Schlang Gift« bei Wilhelm Goldmann Verlag, München erschienen..

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Peter Abrahams/ Pas de Deux

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Übersetzung: Andrea Brandl

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-606-0

Für meine Kinder  
Seth, Ben, Lily und Rosie.

Mein Dank gilt Joe Pedlosky, Captain Bill McManamin vom Falmouth Police Department sowie Tom Potts von Advest für die geduldige Beantwortung meiner zahlreichen Fragen. Danken möchte ich auch meiner Tochter Rosie, deren Resonanz genau das war, was ich brauchte. Sie mag manchmal etwas weniger geduldig ausgefallen sein, doch das habe ich mir ohne jeden Zweifel selbst zuzuschreiben.

Dankbar bin ich auch Peter Borland für seine aufmerksame und große Unterstützung.

Art in the blood is liable to take the strangest forms.

A. Conan Doyle, Der griechische Dolmetscher



Linda Marx Gardner erwachte aus ihrem Traum und spürte die Erektion ihres Ehemanns an ihrer Hüfte – nicht drängend oder fordernd, sie war einfach nur da. Zu einem früheren Zeitpunkt ihrer Ehe, um genau zu sein, zu einem sehr frühen, hätte Linda im gedämpften Licht des Morgengrauens, das das Schlafzimmer in düstere Schatten hüllte, die Sache in die Hand genommen. Diese frühmorgendlichen Aktivitäten, wenn sie entspannt und noch schlaftrunken waren, hatten sich meist als ziemlich gut herausgestellt, wenn nicht sogar besser als das.

Linda stand auf. In ihrem Traum hatte sie hektisch irgendwelche Wörter auf rosafarbenen Papierbögen ausradiert, ohne sie sich jedoch zu merken. Als sie ins Badezimmer ging, gab Scott im Schlaf einen Laut von sich, ein leises Grunzen, das auf tiefe Zufriedenheit schließen ließ. Ein seltsamer Gedanke schoss ihr durch den Kopf, der eigentlich gar nicht zu ihr passte: Radierte er ebenfalls etwas aus?

Sie stellte sich unter die Dusche und ging im Geist ihren Terminkalender durch, dessen Seiten mit ihrer säuberlichen Handschrift gefüllt waren. Es würde einige Diskussionen über den Skyway-Etat geben, in erster Linie wegen der Fotos, aber nicht nur deshalb. Linda überlegte, was noch alles kommen mochte, und war so in ihre Gedanken an die Arbeit versunken, dass sie erschrocken zusammenfuhr, als sie plötzlich durch die beschlagene Scheibe der Duschkabine Scott erkannte, der mit dem Rücken zu ihr vor der Toilette stand.

»Könntest du bitte Brandon wecken?«, rief sie ihm zu.

Scott erwiderte etwas, das sie jedoch wegen des rauschenden Wassers nicht verstehen konnte. Der heiße Wasserstrahl, der auf sie niederprasselte, fühlte sich so gut an, dass sie am liebsten den Rest des Tages darunter verbracht hätte ... Abrupt drehte sie die Dusche ab; Scott war verschwunden.

Sie trat aus der Kabine und griff mit einer Hand nach einem Handtuch, während sie mit der anderen die Wasserspülung der Toilette betätigte. Scott vergaß das ständig, oder es kümmerte ihn nicht, was auch immer. Ein Blick auf ihre Armbanduhr auf dem Granitwaschbecken – schwarzer Granit mit mitternachtsblauen Sprenkeln und damit das hübscheste Stück im ganzen Haus – sagte ihr, dass sie zwei oder drei Minuten zu spät dran war, also nichts, worüber man sich Sorgen machen musste. Sie holte tief Luft.

»Bran? Bran? Bran? Bran?«

Dieses eine Wort, das immer wieder an seine Ohren drang, fräste sich durch Brandons Träume und ließ sie in sich zusammenfallen, bevor es ihn endgültig in den Wachzustand beförderte.

»Brandon? Bist du wach, Kumpel? Es ist schon spät.«

Brandon war wach genug, um festzustellen, dass er die Decken nach oben gezerrt hatte und ganz erhitzt war, völlig durcheinander und absolut nicht in der Lage aufzustehen oder sich auch nur zu bewegen. Er öffnete ein Auge gerade so weit, dass er seinen Vater zwischen seinen vom Schlaf verklebten Wimpern erkennen konnte – der

stand mit einem Handtuch um die Hüften, Rasierschaum im ganzen Gesicht und einem tropfenden Rasierer in der Hand direkt vor ihm.

»Ich kann wirklich nicht ...«

»Vergiss es, Brandon. Du wirst zur Schule gehen.«

»Ich fühle mich zum Kotzen.«

»Du wirst gehen. Und achte auf deine Ausdrucksweise, wenn's recht ist.«

Brandon gab keine Antwort.

»Zeig ein bisschen Leben. Setz dich auf oder mach sonst irgendwas. Und sieh zu, dass ich nicht noch mal kommen muss.«

»Schon gut«, erwiderte Brandon, obwohl die einzige Bewegung, die er zustande brachte, das Schließen des einen Auges war.

»Außerdem sieht es in diesem Zimmer langsam aus ...«

Brandon hörte den Rest des Satzes kaum noch. Die Konturen begannen wieder zu verschwimmen, und watteweicher Schlaf umhüllte ihn erneut.

Im Fenster des Zimmers, das auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs lag, baumelte ein Glasprisma. Es war das Fenster, durch das morgens die Sonne als Erstes hereinfiel. Während Brandon wieder in Tiefschlaf versank, schien die Sonne durch die kahlen Baumwipfel und sandte einen Strahl durch das Prisma. Ein kleiner Regenbogen, der sich sofort darauf bildete, fiel auf den Kalender an der gegenüberliegenden Wand, und zwar auf ein ganz besonderes Quadrat – das, auf dem eine kleine Geburtstagstorte mit elf brennenden Kerzen prangte. Dieser kleine Regenbogen, der vibrierend auf ihren bevorstehenden Geburtstag hinwies, war das Erste, was Ruby sah, als sie die Augen öffnete.

Sie hielt einen Augenblick den Atem an. Das ist der Beweis, dass Gott existiert, war ihr erster Gedanke. Sie hatte kaum begonnen, sich mit dem Gedanken auseinander zu setzen und damit, was er mit sich im Gepäck trug – ja, genau, so waren manche Gedanken, sie hatten Gepäck bei sich –, dass Gott offenbar ein persönliches Interesse an ihr, Aruba Nicole Marx Gardner, hatte, als ihr Verstand die Fakten registrierte: Sonne, Ostfenster, das Prisma, der Regenbogen, der irgendwo enden musste, und Zufall. So würde es zumindest Sherlock Holmes sehen, und sie brachte Sherlock Holmes mehr Respekt entgegen als irgendjemandem sonst auf der Welt. Liebe war es nicht – Dr. Watson war derjenige, den man lieben konnte –, sondern Respekt.

Dennoch konnte ein Zufall trügerisch sein. Zum Beispiel damals – sie war etwa vier gewesen –, als sie ein Mortadella-Sandwich gegessen und ein Buch über einen Frosch gelesen hatte. Plötzlich hatte sie sich so heftig übergeben müssen, dass auch Brandon neben ihr auf dem Rücksitz etwas abbekommen hatte von dem Frosch und dem Mortadella-Sandwich, die irgendwie zusammengemixt worden waren; zumindest für sie war es so gewesen. Seit diesem Tag hatte sie nie wieder Mortadella angerührt. Aber sie konnte Sherlock Holmes sagen hören: »Eine lange Autofahrt und eine Straße mit zahlreichen Kurven? Mit einem Erdnussbutterbrot und einem Pinguin könnte man dasselbe Resultat erzielen.« Elementar, meine liebe Ruby.

Der Regenbogen schob sich vorwärts, glitt über ihren Geburtstag und den Kalender

hinweg, bevor er sich in Richtung ihres offenen Kleiderschranks schlich. Dort wand er sich in einer Ecke, bis er schließlich im Schatten verschwand. Das war der Erde zu verdanken, die durch die Tatsache, dass sie sich drehte, den Regenbogen in ihrem Kleiderschrank einsperrte. Dieser Gedanke hatte einiges im Gepäck, aber Ruby kam nicht mehr dazu, sich damit zu beschäftigen.

Durch den Korridor bahnte sich irgendein Geräusch seinen Weg, von dem sie jedoch nur einen Teil wahrnehmen konnte, so als würde plötzlich der Kopfhörer auf einer Seite streiken.

»Scott? Habe ich dich nicht gebeten, Brandon zu wecken?«

Murmel, murmel, murmel.

»Nun, er ist aber nicht aufgestanden, und es ist schon fünf nach sieben.«

Murmel, murmel.

»Scheiße, hör sofort mit dieser Scheiße auf!«, schrie Brandon plötzlich mit seiner neuerdings tiefen Stimme, die ab und zu noch ein wenig kippte und die Wände beben ließ. In diesem Augenblick wusste Ruby, dass Mom ihm die Decke weggerissen hatte – eine Maßnahme, die immer funktionierte.

Die nachfolgenden Geräusche – Brandon, der aufstand, in seinem Zimmer herumpolterte, durch den Flur in das gemeinsame Badezimmer ging und die Dusche aufdrehte – verblassten langsam, als Ruby nach ihrem Buch mit den Gesammelten Werken von Sherlock Holmes griff und an der Stelle aufschlug, wo sie stehen geblieben war. Das getupfte Band. Allein der Titel ließ Ruby ahnen, dass ihr die Geschichte gefallen würde.

Getupft. Ein Wort, das sie noch nie benutzt hatte. »Getupft, getupft.« Zum ersten Mal in ihrem Leben sprach sie es laut aus, während ihre Plüschtiere sie stumm von ihren Plätzen auf dem Regal aus beobachteten. Ein seltsames Wort, das eine gewisse Kraft zu haben schien, sofern das überhaupt möglich war, und wenn ja, dann stand diese Kraft vielleicht nicht nur für das Gute. Gefleckt war gut, gesprenkelt schon ein wenig hässlicher, aber getupft war irgendwie anders, obwohl sie nicht sagen konnte, warum. Unter ihrem Zimmer ging das Garagentor auf, und sie hörte, wie der alte Triumph ihres Vaters herausholperte.

Es gab kein größeres Vergnügen für mich, als Holmes in seinen Ermittlungen zu folgen und die messerscharfen, raschen Rückschlüsse zu bewundern, die, obgleich sie so unerwartet wie Gedankenblitze kamen, doch immer eine fundierte logische Basis hatten, mit der er die Probleme, die an ihn herangetragen wurden, zu lösen pflegte.

Ja, das war es, was so besonders an ihm war. Als Ruby zu lesen begann, wurde es still im Zimmer, der Raum begann seine physischen Eigenschaften zu verändern, und es schien, als verlöre er seine Substanz. In der Junggesellenwohnung in der Baker Street 221-B hingegen geschah genau das Gegenteil. Ruby konnte beinahe das Knacken des Feuers hören, das Mrs. Hudson in weiser Voraussicht entzündet hatte. Ruby konnte beinahe ...

»Ruby! Ruby! Ruby, verflüxt noch mal!«

»Was ist?«

»Ich habe dich schon sechsmal gerufen.« Mom, wahrscheinlich schon für die Arbeit angezogen. Bestimmt stand sie oben an der Treppe mit diesem ungeduldigen Gesichtsausdruck, der sich immer in der senkrechten Linie zwischen ihren Augenbrauen manifestierte. »Bist du auf?«

»Ja.«

»Vergiss nicht, dass du nach der Schule Tennis hast, Liebes.« Aus dem veränderten Tonfall konnte Ruby schließen, dass die senkrechte Linie wieder verschwunden war. »Bis heute Abend.« Moms Stimme verklang, als sie die Treppe hinunterging.

»Bis dann, Mom.«

Vielleicht war ihre Stimme nicht laut genug gewesen, denn sie erhielt keine Antwort. Dann fuhr Mom rückwärts aus der Garage, wie immer ein wenig schlingernd, während die Reifen auf dem Zementboden quietschten. Mit einem langen Jaulen, das mit einem Rumpeln endete, wurde die Garage wieder geschlossen, und das Motorengeräusch des Jeep Grand Cherokee, das leiser und viel weniger spannend war als das des Triumph, wurde langsam schwächer, bis es nicht mehr zu hören war. Sherlock Holmes schloss aus sieben Schlammspritzern, dass die verschreckte junge Dame in seinem Salon keine ganz unbeschwerliche Fahrt in einem Einspanner hinter sich hatte. Draußen auf der Straße rührte der Motor eines Wagens – Brandons Mitfahrgelegenheit. Die verschreckte junge Dame verlor vor Angst beinahe den Verstand.

Linda tippte ein Memo über den Skyway-Etat in ihren elektronischen Terminkalender, als ihr Mobiltelefon klingelte. Es war Deborah, die Frau von Scotts Bruder Tom. Wie immer, wenn sie anrief, hielt Linda einen Moment lang die Luft an. Sie klang, als hätte sie sich über irgendetwas aufgeregt, das konnte Linda schon an der Art und Weise hören, wie sie »Hallo« sagte.

»Hallo.«

»Bist du schon im Büro?«

»Nein, bin im Verkehr stecken geblieben.«

»Ich auch.« Sie hielt einen Augenblick inne. »Hast du schon Brandons Resultate bekommen?«

»Welche Resultate?«

»Die Ergebnisse des Aufnahmetests fürs College.«

»Ich dachte, die gibt es nicht vor nächster Woche.«

»Wenn man wartet, bis sie mit der Post zugeschickt werden, schon«, sagte Deborah. »Aber hier ist die Nummer, unter der man sie seit heute früh sieben Uhr abfragen kann – du brauchst nur eine Kreditkarte und ein bisschen Geduld. Bei mir hat es allein zwanzig Minuten gedauert, bis ich endlich durchkam.«

Linda sah auf die Uhr am Armaturenbrett. 7 : 32 Uhr.

»Also hast du Sams Resultate?«, fragte sie. Sam war Brandons Cousin, der im selben Alter war.

»Hundertachtundfünfzig.« Deborahs Stimme wurde plötzlich abrupt lauter, so als hätte es irgendwo einen Impuls durch eine atmosphärische Veränderung gegeben. Linda hielt das Telefon ein Stück von ihrem Ohr weg.

»Ist das gut?«

»Linda, das ist fast hundertsechzig, also praktisch die Punktzahl aus dem Eignungstest dividiert durch zehn. Das bedeutet, dass Sam 99 Prozent hat.«

»Großartig«, sagte Linda, während sie sich im Schrittempo auf die nächste Ausfahrt zubewegte. Der Obdachlose, der sich diesen Platz als Revier ausgesucht hatte, starrte durch das Fenster zu ihr herein und klapperte mit seinem Dunkin'-Donuts-Becher. »Wow«, fügte sie hinzu.

»Danke. Wir sind überglücklich. Manche Kinder schaffen auch 160, aber nur ganz wenige. Und Sam spielt ja auch noch Tennis und hat seine Sozial...« Sie unterbrach sich. »Wie auch immer, ich geb dir jetzt die Nummer durch. Viel Glück.«

Linda wählte die Nummer, doch als endlich nicht mehr belegt war, stand sie bereits kurz vor der Tiefgarage des Gebäudes, wo sie keinen Empfang bekommen würde. Sie fuhr an den Straßenrand, blieb, einen Fuß auf der Bremse, stehen und folgte den Anweisungen am Telefon, während ihr Herz plötzlich zu rasen begann. Hinter ihr hupte irgendjemand. Sie musste Brandons Sozialversicherungsnummer nennen, die sie in ihrem Kalender stehen hatte, und eine VISA- oder Mastercard-Nummer mit Ablaufdatum, die sie auswendig wusste. Dreizehn Dollar. Dann gab es eine Pause, eine ziemlich lange sogar, während der sie glaubte, den Schweiß spüren zu können, der ihr inzwischen ausgebrochen war. Schließlich stieß die elektronische Stimme Brandons Resultat hervor. »Einhundertneun.«

Linda legte auf, fragte sich jedoch sofort danach, ob sie richtig gehört hatte. Einhundertneun. Wie viele Punkte waren das? 1090? Unmöglich. Brandon war ein guter Schüler, der immer entweder mit A- oder B-Noten abschnitt. Diese elektronischen Stimmen waren manchmal schwer zu verstehen, da sie die Silben nicht wie ein normaler Mensch betonten. Vielleicht war es 119 oder 129 oder 139 gewesen. 139 würde 1390 Punkte bedeuten, das Resultat, das sie selbst vor vielen Jahren gehabt hatte. Sie glaubte nicht, dass sie klüger war als Brandon, es musste also 139 gewesen sein.

Linda wählte die Nummer ein zweites Mal. Belegt. Inzwischen war es acht Uhr. Sie würde zu spät kommen. Es kümmerte zwar niemanden da oben, ob sie fünf oder sogar zehn Minuten später dran sein würde, aber Linda war niemals zu spät gekommen, nicht ein einziges Mal in den drei Jahren, seit sie für diese Firma arbeitete. Entschlossen ließ sie das Bremspedal los und stellte sich in der Schlange für die Angestelltenparkplätze an, während sie die Wahlwiederholungstaste drückte. Schließlich wurde sie verbunden. Als sie in die Garage fuhr, brachte sie gerade die Prozedur mit der Kreditkarten- und Sozialversicherungsnummer hinter sich, bezahlte erneut dreizehn Dollar und wartete, bis die endlose Stille eintrat. Die Stille, während der was genau passierte? Während der irgendein Computer die Sozialversicherungsnummer mit der Kreditkartennummer abglich und das Sprachprogramm aktivierte? Wie lange würde das wohl dauern? Sie steckte ihre Parkkarte in den Schlitz, rammte ihn mit aller Gewalt hinein und fuhr genau in dem Augenblick durch die Schranke, als die Stimme zu sprechen begann. »Einhundert ...«

Dann verlor sie den Funkkontakt und fuhr ins elektronische Niemandsland. Im Aufzug versuchte sie es ein drittes Mal. Das Gebäude hatte sieben Stockwerke, und ihr Büro befand sich im sechsten. Als sie am dritten Stock vorbeifuhr, bekam sie eine Verbindung,

wiederholte die Sozialversicherungs- und Kreditkartennummer, als sie aus dem Aufzug stieg, zahlte noch einmal dreizehn Dollar und lauschte der Stille, während sie den Flur hinabging. Alle wandten sich um und sahen sie an. »Einhundertneun«, wiederholte die elektronische Stimme.

Brandon stieg in Deweys Wagen.

»Hey.«

»Wie isses?«

»Ich fühl mich zum Kotzen.«

»Erzähl mir was Neues.«

Dewey ging in eine der unteren Klassen der Highschool und war der Erste von Brandons Freunden, der einen Führerschein besaß. Er hielt gerade einen brennenden Joint in der Hand, den er an Brandon weiterreichte. Brandon wollte nicht in diese beschissene Schule, er hatte überhaupt keine Lust, jemals wieder dort hinzugehen. Aber er schob den Gedanken beiseite und nahm einen Zug von dem Joint, bevor er ihn seinem Freund zurückgab.

»Könnte 'n bisschen Spritgeld gebrauchen«, sagte Dewey.

Brandon reichte ihm drei Dollarnoten.

»Fahr' ich vielleicht 'nen Rasenmäher und hab's nur noch nicht gemerkt?«

Brandon hielt ihm zwei weitere Scheine hin, während er bemerkte, dass die Benzinanzeige voll war. Aber was sollte das Ganze? Dewey fuhr vom Bordstein los, wobei er die Reifen ein wenig quietschen ließ. Dann legte er eine CD ein, irgendein Rap-Song mit fuck you-good as new-all we do-then it's through, den Brandon noch nie gehört hatte. Nicht schlecht.

»Die Schule nervt«, sagte Dewey.

»Kannst du laut sagen.«

»Ich denke drüber nach, ob ich abgehen soll.«

»Noch vor dem Abschlussjahr?«

»Jetzt gleich.«

»Aber was ist mit dem Baseball?« Dewey war Kapitän des Anfängerteams und hatte vergangenes Frühjahr ein paar Spiele für die Schulmannschaft absolviert.

»Für die Mannschaft komme ich sowieso nicht in Frage«, sagte Dewey. »Ich rassel in zwei Kursen durch.«

»Das kannst du doch noch aufholen.«

Dewey nahm einen tiefen Zug von dem Joint und stieß den Rauch langsam aus.

»Richtig«, sagte er.

fuck you-good as new-all we do-then it's through

Nicht schlecht? Das war großartig.

»Wer ist das?«

»Du weißt nicht, wer das ist? Unka Death.«

In diesem Augenblick fiel Brandon wieder ein, dass er an diesem Tag einen Englishtest hatte, dessen Ergebnis mit zwanzig Prozent zu seiner Endnote beitragen würde. Macbeth. Er hatte sich nicht vorbereitet, sondern war schon nach den ersten Zeilen darüber

ingeschlafen. Es ging um irgendeinen Schwachsinn mit Hexen, der symbolisch oder ironisch oder so etwas sein sollte – was genau, würde er definieren müssen. Dafür gab es wahrscheinlich Punktabzug, obwohl er verdammt genau wusste, was die Begriffe bedeuteten.

»Ich hab 'ne Idee«, sagte Dewey. »Lass uns in die Stadt fahren.«

»Welche Stadt?«

»New York, verdammt. Ich kenne diese Bar im Village, wo sie nie den Ausweis kontrollieren.«

New York lag fast zwei Autostunden entfernt. Brandon war etwa ein Dutzend Mal in New York gewesen, aber immer gemeinsam mit seiner Familie. »Ich hab aber nur zehn Dollar dabei.«

»Ist doch cool. Ich hab 'ne Kreditkarte.«

»Ehrlich?«

»Läuft auf das Konto meiner Mutter. Für den Notfall.«

Dewey lachte. Schließlich fiel Brandon in sein Gelächter ein. Ein Notfall: das war doch wohl einer, oder? Sie fuhren an der Schule vorbei, vor der die Busse parkten und wo sich der Schülerparkplatz langsam füllte. Brandon sah ein paar seiner Klassenkameraden. Dewey drückte auf die Hupe. O Scheiße, dachte Brandon, als sie weiterfuhren. Dewey reichte ihm erneut den Joint.

»Gehört dir«, sagte er und drehte den Lautstärkeregler hoch.

Stille. Ruby genoss es, das Haus für sich allein zu haben. Die verängstigte junge Dame sagte zu Holmes: Sie könnten mir vielleicht einen Rat erteilen, wie ich diesen Gefahren, die auf mich lauern, entgehen kann. Ruby sah auf die Uhr, legte ihr Lesezeichen – das mit dem Chef der Comicfigur Dilbert – in das Buch. Irgendwann war ihr aufgegangen, dass das Haar des Chefs, das seinen Kopf so eierförmig aussehen ließ, an den Teufel erinnern sollte – manchmal brauchte sie eben etwas länger. Sie stand auf. Vor dem Fenster sah sie einen Kardinalvogel, der seinen Kopf in den Futterautomaten steckte. Plötzlich drehte er sich zum Fenster, spreizte die Flügel und schoss in das Wäldchen hinter dem Haus.

Ruby putzte ihre Zähne so lange, bis die Schleimhäute in ihrem Mund zu brennen begannen, dann lächelte sie ihrem Spiegelbild zu. Es war kein richtiges Lächeln, das ihre Augen mit einschloss, sondern diente lediglich der Untersuchung ihrer Zähne. Doktor Gottlieb behauptete, sie brauche eine Spange. Wie schief standen ihre Zähne denn nun wirklich? Sie betrachtete ihr Gebiss aus verschiedenen Perspektiven. An manchen Tagen sahen sie ziemlich gerade aus, aber heute waren sie ein einziges Chaos.

Brandon hatte mal wieder die Toilettenspülung nicht betätigt, und gezielt hatte er auch nicht besonders gut. Vorsichtig trat sie vor die Kloschüssel hin und zog ab, bevor sie unter die Dusche ging.

Sie wählte das extramilde Shampoo mit dem Känguru darauf, weil ihr die Verbindung der beiden, Tier und Shampoo, so gut gefiel, danach eine Kurspülung, auf deren Verpackung behauptet wurde, sie sei für extrem trockenes Haar – was immer auch damit gemeint war. Und dazu seifte sie sich mit dem Fa-Duschgel ein, weil es so lecker nach Kiwis roch. Sauber, abgetrocknet und großartig duftend wickelte sie ein Handtuch um ihr

Haar und zog sich an – Khakihosen von The Gap, ein langärmeliges T-Shirt mit einem silberfarbenen Stern vorn drauf und schwarze Clogs mit Plateausohlen, die sie größer wirken ließen –, dann ging sie runter in die Küche. Zippy war auf einen Schlag wach, sprang unter dem Tisch hervor und stürzte sich mit wedelndem Schwanz auf sie.

»Platz, Zippy.«

Aber natürlich gehorchte er nicht, sondern tat genau das Gegenteil. Er richtete sich auf und legte seine Vorderpfoten auf ihre Schultern.

»Platz.«

Er fuhr ihr mit seiner Schnauze ins Gesicht und dann hingebungsvoll mit seiner Zunge über ihre Nase.

»Lieg«, kommandierte sie versuchsweise. Zippy ließ sich ohne Umschweife wieder auf seine vier Pfoten fallen, wobei er an ihrem T-Shirt hängen blieb, so dass zwei der kleinen Spitzen des Sterns heruntergerissen wurden.

»Zippy. Böser Junge.«

Er wedelte mit dem Schwanz.

Seine Wasserschale war leer, und Ruby füllte sie wieder auf. Er schenkte der Schale zunächst keine Aufmerksamkeit, doch als sie ihm den Rücken zuwandte, hörte sie ihn laut hinter sich schlabbern.

Ruby bereitete sich ihr Frühstück zu – Rühreier, Toast und Orangensaft. Keine Milch, die trank sie nur, wenn man sie dazu zwang. Abgesehen von ihrem Zimmer war die Küche ihr Lieblingszimmer im Haus. Sie mochte die Kupfertöpfe an der Wand, die Obstschale (die in diesem Augenblick leer war, sonst aber manchmal sämtliche Obstsorten zu enthalten schien), die Holzkochlöffel, das Gewürzbord und den großen Kühlschrank, der in der Ecke summt. Die Wände waren in einem hübschen Gelbton gestrichen, der wunderbar zu den Eiern passte, die sie sich gerade machte.

Rubys Stuhl am Frühstückstisch war der perfekte Aussichtspunkt, weil sie von dort aus durch drei Fenster auf einmal sehen konnte. Auf ihrem sonnendurchfluteten Platz verspeiste sie die Eier und blätterte durch ein Frisurenbuch, während sie über den richtigen Namen der Dreiecke des Sterns auf ihrem Shirt nachdachte. Sie war rundum zufrieden mit sich.

Vielleicht waren ihre Zähne nicht gerade sensationell, aber ihr Haar konnte sich sehen lassen. Es war dick, hatte einen schimmernden Branton mit jeder Menge Schattierungen – es war fast, als hätte es eine eigene Persönlichkeit. Ruby entschied sich für eine Hochsteckfrisur, weil sie sie an Dilberts Boss erinnerte. Sie machte zwei Zöpfe, teilte sie jeweils in drei Strähnen auf, die sie zu kleinen Knoten drehte und mit Haarspangen feststeckte.

»Wie sehe ich aus, Zippy?«

Er blickte über die Tischkante und mopste sich das letzte Stück Toast, auf dem die Butter gerade perfekt geschmolzen war.

»Zippy!«

Er knurrte sie an, worauf sie ihm einen drohenden Blick zuwarf. Zippy duckte sich und robbte weg. Was für ein Feigling er doch war!

Ruby zog ihre blaue Jacke mit den gelben Paspeln an und ging mit ihm hinaus in das



kleine Wäldchen. Sie nahm die Abkürzung am Weiher entlang, dessen Ufer voller Schlamm waren. Dann ließ sie den Hund von der Leine.

»Lauf. Mach Pipi.«

Er hob ein Bein und pinkelte an einen Baumstamm.

»Lauf, Zippy.«

Aber er wollte nicht laufen. Sie warf einen Stock, dem er jedoch nur nachstarrte. Sie griff nach einem weiteren Stock und schleuderte ihn in den Weiher, wo er geräuschlos vom Wasser verschluckt wurde. Seltsam, dachte sie.

»Lauf und hol ihn, Zippy.«

Aber er gehorchte nicht, und sie machte ihm keinen Vorwurf daraus. Das Wasser sah aus, als wäre es eiskalt. Sie ging wieder zum Haus zurück. Auf dem Weg hob Zippy noch ein Dutzend Mal das Bein.

»So, und jetzt ein großes Geschäft, Zippy.« Endlich gehorchte er.

Ruby räumte das Geschirr in die Spülmaschine – ihr eigenes und das aus dem Spülbecken –, schulterte ihren Rucksack und verließ das Haus durch die Eingangstür, wobei sie sicherheitshalber noch einmal nachsah, ob auch wirklich abgeschlossen war. Der Schulbus fuhr gerade vor, und sie stieg ein.

»Hallo, meine Hübsche«, sagte der Busfahrer.

»Hallo, Mr. V.«

Es gab nur noch einen freien Platz im Bus, neben Winston. Er bohrte in der Nase.

»Schluck das ja nicht runter«, sagte sie.

Er tat es trotzdem.

Der Bus fuhr an. Ohne ersichtlichen Grund fiel ihr plötzlich das Buch mit den Bibelgeschichten ein, das Großmutter ihr geschickt hatte, um an die Tatsache zu erinnern, dass Mom und Dad nicht zur Kirche gingen. Besonders genau konnte sie sich noch an die Geschichte von Lots Frau erinnern, die nicht nach hinten sehen sollte. Sie hatte das Gefühl, dass es auch im Augenblick wichtig war, nicht nach hinten zu sehen, aber sie konnte nicht anders. Das Bedürfnis überkam sie mit fast übermächtiger Kraft. Ruby wandte sich um.

Natürlich passierte nichts. Sie erstarrte nicht zur Salzsäule, und das Haus ging auch nicht in Flammen auf. Es blieb genau, was es war: ein Haus, nicht das größte oder tollste in der Straße, aber stark und solide, weiß mit schwarzen Fensterläden und einem roten Kamin als einzigem Farbfleck, der vielleicht ein wenig zu – wie sagte man noch mal? Imposant? – ja, zu imposant für den Rest des Hauses war. Diese Bemerkung hatte sie aufgeschnappt, als ihre Tante Deborah vorletztes Thanksgiving zu Besuch da gewesen war.

Winston riss ein Snickers in zwei Hälften. »Willst du auch was?«, fragte er. Ruby sah ihn konzentriert an, als wollte sie herausfinden, ob das ein Witz sein sollte. Doch er schien keinerlei Verbindung zu sehen zwischen dem Nasebohren und seinen schmutzigen Fingernägeln, die er in den Schokoriegel grub. Er wollte tatsächlich teilen.

»Vielleicht will Amanda ja was«, sagte Ruby.

Amanda beugte sich herüber – Amanda, die ein verdammtes Piercing in den Ohren hatte, während Ruby noch ein Jahr damit warten musste. »Amanda will was wovon?«,

fragte sie.

Und was war das? Etwa Lippenstift?

»Snickers«, erwiderte Ruby, die plötzlich das Gewicht von Teufelshörnern auf ihrem Kopf zu fühlen glaubte. »Du magst doch Snickers, oder nicht?«

»Oh, mein Lieblingsnack«, sagte Amanda.

Winston überreichte ihr die Hälfte und Ruby sah erstaunt zu, wie sie es sich in den Mund schob.

»Hmm«, machte Amanda.